Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 125. Bromberg, den 26. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Wie erlöst atmete sie auf, und doch tauchte eine neue Angst wieder in ihr auf, als Brown zu erzählen fortfuhr: „Und das kleine Töchterchen des jungen Paares hat sogar Ihren Namen „Christine“.“

„Mein Gott, Sie haben von mir gesprochen?“ rief sie erschreckt.

„Nein, Miß Berthold, was Jonny Brown verspricht, pflegt er auch zu halten.“

„Und bei Krüß?“

„Sie hatten mich doch gebeten, niemand zu verraten, wo Sie sind. Wie gesagt, ich pflege meine Versprechungen zu halten.“

„Verzeihen Sie, Mister Brown,“ sagte Christine, ihm herzlich die Hand hinstreckend, „es ist ja nur die Angst, daß ich so frage. — Aber wie kommen Sie darauf, daß Susis Kind meinen Namen trägt?“

„Ganz einfach, ich fragte die junge Frau, als ich sie das Kind rufen hörte, nach wem wohl die Kleine genannt sei, da dieser Name doch nicht allzuhäufig ist. Sie können sich doch denken, warum ich dies fragte!“ meinte er mit innigem Blick auf Christine.

Doch Christine drängte ihn, weiter zu erzählen.

„Nun, da erzählte mir Frau Starck, daß sie an ihrer besten Freundin ein großes Unrecht begangen habe, daß diese Freundin aber schon vor mehreren Jahren Hamburg heimlich verlassen und nie wieder etwas von sich habe hören lassen.“ Und indem er Christine fest anblickte, sagte er: „Ich wußte ja da sofort, wer und wo diese Freundin ist, und hätte viel darum gegeben, wenn ich hätte sprechen dürfen.“ — „Und nach dieser Freundin habe ich mein Töchterchen genannt. Es soll mich täglich daran gemahnen, daß ich nicht eher ruhen darf, bis ich meine Christine wiedergefunden und alles an ihr wieder gutgemacht habe,“ so ungefähr klagte mir die junge Frau ihren Kummer. Sie hatte rasch Vertrauen zu mir gefaßt, wenn sie sich auch mein großes Interesse an dieser Begebenheit wohl nicht recht erklären konnte.“

„Ein Unrecht — an mir?“ Christine schüttelte nur verständnislos den Kopf. Was sollte das wohl bedeuten? Von welcher Schuld, welchem Vergehen sprach denn Susi nur? „Das ist ja seltsam — seltsam,“ flüsterte sie vor sich hin.

„Christine!“ Brown beugte sich liebevoll zu ihr, „warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Warum verstecken Sie sich hier so weit von Ihrer Heimat, als laste eine schwere Schuld auf Ihnen? Sie wissen ja nicht, mit welcher Liebe man Ihrer dort gedenkt, wie man Ihnen helfen möchte, den Weg zur Heimat wiederzufinden. Darf ich Ihnen nicht helfen? Wissen Sie nicht, daß Sie auf der ganzen Welt keinen treueren Freund haben, als Jonny Brown es Ihnen ist?“ Seine Worte klangen so herzlich, und seine Augen blickten sie so ehrlich und gütig an, daß Christine in raschem Impuls ihm beide Hände hinstreckte.

„Lieber Mister Brown, Sie sind so gut zu mir, und alles was Sie mir erzählen, tut meinem Herzen so wohl, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, warum ich dort alles im Stich gelassen habe, ich kann es nicht, selbst wenn Sie glauben, daß ich kein Vertrauen zu Ihnen habe. Ich muß das nun schon allein weiter tragen.“ —

Brown neigte ergeben das Haupt: „Ich meine es gut mit Ihnen und möchte Ihnen ja nur helfen, daß Sie nicht unglücklich sind.“

„Oh, dazu habe ich keine Zeit — ich habe hier ein so reiches Arbeitsfeld gefunden, daß es mir keine Zeit zu Grübeleien läßt“, entgegnete Christine wieder ganz stark und flocht schnell die Frage ein:

„Und wie geht es Krüß?“

„Er ist nicht mehr so frisch und elastisch wie damals und war auch oft recht still und gedrückt“, meinte Brown mit bedenklicher Miene.

„Ist er krank?“

„Das wohl nicht. Stoewing erzählte mir, daß er mit seinem Sohne großen Kummer habe.“

„Mit seinem Sohne? — Was — was ist mit — dem Sohne?“ In zitternder Angst stammelte Christine die Worte hervor. Was würde sie jetzt hören? Die ganze Zeit saß sie doch hier mit Mr. Brown, nur allein in der Erwartung, etwa über den Geliebten zu hören, und nun das Gespräch endlich auf ihn gekommen, bangte ihr vor dem, was er nun berichten würde.

Aber gleichmütig redete Brown weiter: „Wenn ich recht gehört habe, soll der alte Krüß vor einigen Jahren eine Liebesgeschichte seines Sohnes hintertrieben haben oder so ähnlich. Der junge Krüß hat sich das so zu Herzen genommen, daß er mit dem Vater kaum mehr spricht und ein ganzer Sonderling geworden sein soll.“

„War er an dem Abend mit Ihnen zusammen bei Krüß?“ fragte Christine, innerlich tief bewegt von dem eben Gehörten.

„Nein, denn wie mir auch Stoewing erzählte, geht der junge Mann nie in Gesellschaft und lebt ganz vereinsamt.“

Die Beleuchtung in dem kleinen Raum war schlecht, und so konnte Brown glücklicherweise nicht bemerken, wie tief erregt Christine seinen Worten lauschte. Nur als sie jetzt aufstand und sagte: „Vielen Dank auch, Mr. Brown, für alles, was Sie mir von der Heimat berichteten.“ Da klang in ihrer Stimme ein Ton mit, daß er sie aufmerksamer ansah. Aber sie hatte sich schon wieder gefaßt und meinte: „Wir müssen nun wieder zu den andern gehen — denn Miß Dobbs wird mich vermissen, — ich würde mir sonst den ganzen Abend noch von Ihnen erzählen lassen.“

„Nichts lieber als das,“ dachte Brown mit tiefem Bedauern, daß diese Plauderstunde schon zu Ende war und er kein Recht hatte, sie zurückzuhalten.

25. Kapitel.

Voll der widerstreitendsten Gefühle war Christine am späten Abend von dem Feste in ihr Heim zurückgekehrt. Der glänzende Aufstieg, den ihre Laufbahn nun genommen, die damit verbundenen Ehren, die ihr sogleich von der ganzen Winnipeger Gesellschaft erwiesen wurden, dann die bittersüßen Berichte aus der Heimat, — das alles war wohl dazu angetan, ein junges Menschenkind, wie sie es noch war, etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen. Noch fühlte sie ja soviel brennende Lebenssehnsucht in sich, daß ihr das Bewußtsein von des Geliebten Treue zunächst ein unendliches Glück bedeutete und das Verlangen nach ihm sie wieder stärker denn je ergriff. Doch auch mit heißem Weh erfüllte es sie, als sie daran dachte, wie elend und freudlos er sein junges Leben verbrachte in dem Schmerze um sie, die er wohl noch immer verzweifelt in aller Welt suchen mochte.

Lange, lange lag sie in der Stille der Nacht noch wach, nach einem Ausweg, einer Lösung suchend, wie sie sich doch noch einmal zusammenfinden könnten, die um einander so bittere Qual litten. Aber da tauchte die Gestalt der schuldbeladenen Mutter vor ihrem Geiste auf, und alle Wünsche

und Hoffnungen sanken in ein Nichts zusammen. Noch war ihnen ja das Schicksal so gnädig, daß sie das Gefühl einer reinen, treuen Liebe in der Brust tragen und pflegen durften — ihre Vereinigung aber würde unbedingt dieser Liebe den Todesstoß geben. Sie sah noch immer das Gesicht des alten Krüß, wie sie ihn am letzten Tage gesehen, dieses starre, unverrückbare Nein in den Augen bei aller Teilnahme mit ihr und ihrem Schmerz. Und dasselbe würde sie ja doch in den Mienen aller dort lesen, wenn ihre Lebensgeschichte durchsickerte. Das aber ertrüge sie Werners wegen nicht.

Und noch einmal wie damals, als sie floh, machte sie in dieser Nacht einen dicken Strich unter die Geschichte ihrer Liebe. Der liebe Gott, oder das Schicksal, wie man es nennen mochte, hatte ihr einen Ersatz dafür gegeben — eine Lebensarbeit. Und mit nie ermüdendem Eifer versank sie in den nächsten Wochen und Monaten sozusagen völlig in dieser Arbeit. Sie war das einzig wirkende Betäubungsmittel für sie, wenn ihre Gedanken einmal andere Wege einschlagen wollten.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Miß Berthold?" hatte eines Tages Architekt Warris, der Bauleiter der Mühlenwerke, sie gefragt. Er war ein älterer Herr, ein Amerikaner, mit dem Christine sehr viel zu tun hatte, wodurch sich allmählich eine Art freundschaftlicher Verkehr herausgebildet hatte.

„Fünfundzwanzig Jahre. Warum wollen Sie denn das wissen?" lächelte sie.

Doch statt einer Antwort auf ihre Frage meinte er in ehrlicher Bewunderung: „Da müssen Sie ja bei Ihren Fähigkeiten mit vierzig Jahren wohl die reichste Frau von ganz Kanada sein." Und fast besorgt den Kopf schüttelnd, fügte er noch hinzu: „Ihr Deutschen seid doch ein wunderbares, aber auch gefährliches Volk. Kein Wunder, daß sich der ganzen übrigen Nationen eine Art Alpdruck bemächtigt, wenn sie die Blicke nach Ihrem Vaterlande wenden. Nichts tut der Deutsche halb — jede Arbeit verrichtet er mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die eben ihresgleichen in der Welt sucht."

„Sonderbar," sagte Christine mehr zu sich selbst als zu Mr. Warris gewandt, „und doch sind wir Deutschen niemals zufrieden mit dem, was wir leisten. Kein Volk der Welt sieht vielleicht mit soviel Bewunderung auf fremde Völkerschaften und mit so wenig Nachsicht auf seine eigenen Landsleute, wie gerade wir Deutschen es tun."

„Wieder nur zum Vorteil Ihrer Arbeit, verehrte Miß Berthold, denn diese nie aussetzende Selbstkritik feuert ja die deutschen Arbeiter, gleichviel ob Hand- oder Geistesarbeiter, zu immer steigenden Leistungen und Erfolgen an, während bei fast allen andern Völkern an Stelle der Kritik die Eitelkeit spricht. Sie sind ja von sich entzückt, selbst bei geringeren Leistungen, beunruhigen sich aber, wenn sie sehen, wie der Deutsche in der ganzen Welt eine Art Vorherrschaft einnimmt."

„Sie sagen das so vorwurfsvoll, Mr. Warris?"

„Aber nein — nein," wehrte er lebhaft ab, „ich stelle nur Tatsachen fest, und mein gerechtes Empfinden zwingt mir für Ihr Vaterland eine unbegrenzte Hochachtung und für Sie selbst, meine teuerste Miß, die tiefste Verehrung auf, die ich je für einen Mitarbeiter empfunden habe."

Stolz hob da Christine das Haupt. „Ihre Worte leuchten wie ein helles Licht in meinem Herzen weiter, Mr. Warris, ich möchte nur, daß es viele Deutsche wüßten und hörten, was Sie jetzt gesagt haben. Es würde manchem mehr Rückgrat geben anstatt des vielen Bückens und sich selbst Geringachtens gegenüber anderen Völkern." Und mit verlöschender Freude im Blick: „Ja, wir Deutschen sind durch dieses Sich-selbst-nie-genügen vielleicht ein gefährliches Volk für andere, am gefährlichsten aber uns selbst: denn aus dieser selben Quelle, der unsere höchsten Leistungen entspringen, diesem „Nie-mit-sich-selbst-zufrieden-sein" kommt auch unser Mangel an Nationalstolz, Selbstbewußtsein und Vaterlandsliebe, — Eigenschaften, die uns nie auf die Dauer ein großes, starkes Reich zu sein vergönnt haben und die uns, ich fürchte es, auch bei unserem jetzigen Aufstieg kurz vorm Ziele wieder in den Abgrund der Machtlosigkeit und Knechtschaft hinabstürzen werden."

„Nun — wenn Deutschland viele solcher Vertreterinnen wie Sie hat, so dürfte dieser Zeitpunkt allerdings noch eine Weile auf sich warten lassen", entgegnete lachend der Amerikaner.

„Gott gebe es!" gab Christine ernst zurück und lenkte das Gespräch auf den Neubau, der jetzt ihr großes Interesse in Anspruch nahm.

„Sie haben übrigens auch meinen Entwurf mit echt deutscher Gründlichkeit geprüft und mit einer Sachkenntnis Ihre gewünschten Änderungen darein gezeichnet, wie sie der erfahrenste Fachmann nicht besser hätte anbringen können", lobte Mr. Warris sie mit freudigem Eifer.

„Sie machen sich lustig über mich, Mr. Warris, weil ich mich vielleicht doch zu sehr in Ihre eigensten Arbeiten mische?"

„So, lustig mache ich mich über Sie? Na, und Ingenieur Bruß und Ingenieur Miller — die machen sich wohl auch über Sie lustig? Und dabei erzählt einer dem andern von Ihren oft geradezu verblüffenden Kenntnissen über die neuesten Konstruktionen der Maschinen, die besten Bezugsquellen und was sonst noch alles. Ja, da hilft nun mal nichts, meine teure Miß, Sie müssen mir schon erlauben, Ihnen auch mal meine ganze Bewunderung zu Füßen legen zu dürfen. Man hat ja doch nicht allzu oft Gelegenheit dazu im Leben." Und in einer Art väterlichen Wohlwollens klopfte er ihr auf die Schulter, als er sich von ihr verabschiedete, um an seine Arbeitsstelle zu fahren. So hätte er einen Sohn haben mögen, wie diese aufgeweckte junge Deutsche, die das Leben und die Menschen trotz ihrer Jugend schon richtig einzuschätzen wußte. Diese alte Miß Guy hat doch ein unerhörtes Glück, dachte er, und seine Gedanken waren nicht ganz frei von Neid, denn er war nicht nur einer der gesuchtesten Architekten Amerikas, er war auch ein vorzüglicher Geschäftsmann.

(Fortsetzung folgt.)

Julius Slowacki.

Der empfehlenswerten **polnischen Literaturgeschichte** des Verlages Ferdinand Hirt in Breslau entnehmen wir folgende Würdigung des Menschen **Julius Slowacki** und seines Werkes aus der Feder des Berliner Universitätsprofessors **Alexander Brückner**, die anläßlich der feierlichen Überführung der sterblichen Überreste des Dichters und ihrer Beisetzung auf dem Wawel in Krakau für unsere Leser von Interesse sein dürfte.

Die Schriftleitung.

Julius Slowacki (1809—1849) ist der eigentliche Romantiker der polnischen Literatur, er rang mit Mickiewicz Zeit seines Lebens vergeblich darum, Ohr und Herz der Nation zu gewinnen. Ungewürdigt stieg er früh ins Grab. Und erst jetzt, bei der glorreichen Heimfahrt seiner sterblichen Überreste, wird ihm zuteil, was das Leben versagte: Anerkennung und Ruhm. In all und jedem stand er in direktem Gegensatz zu Mickiewicz. Dieser, gesund und kräftig, aus bescheidenen, normalen Verhältnissen sich emporarbeitend, war die ideale Verkörperung eines zähen, sich aufopfernden Menschenschlages. Slowacki, ein zartes Kind, von ererbter Schwindsucht bedroht und schließlich weggerafft, wuchs treibhausartig erzogen unter schönen, gebildeten Frauen auf, mit einem starken weiblichen Einklang in seiner Natur gegenüber der urmännlichen von Mickiewicz. Er verschloß sich dafür vor der harten, banalen Alltäglichkeit, in der Mickiewicz lebte und wirkte, in seine eigenste bunte Welt der Träume; so wurde er früh zum Phantasten, dafür aber unbeschränkter Herrscher in einer Welt, die weniger von Erlebnissen und Tatsachen als von literarischen Eindrücken und Einflüssen belebt war. Er klammerte sich im Laufe seiner unendlich fruchtbaren Tätigkeit nacheinander an **Mickiewicz** und **Zaleski**, an **Byron** und **Moore**, an **Shakespeare** und **Calderon** an; die französischen Romantiker, **Chateaubriand** und **A. de Virgny**, **Victor Hugo** und **Dumas** (Vater), **Georges Sand** und **Balzac**, beeinflußten ihn, und diese fremden Spuren, Nachahmungen, Einflüsse drängten sich sichtbar auf. Diese literarischen Reminizenzen beeinträchtigten oft eine volle Wirkung auch hochpoetischer Szenen und Gestalten, und doch blieb Slowacki, abgesehen von seinen Jugendgedichten, die allzu offenkundig sich in fremden Spuren bewegten, stets er selbst und wahrte seine dichterische Individualität. Ein Midas: was dieser berührte, ward zu Gold; was Slowacki berührte, Poesie. Wie salopp und banal erscheint Mickiewicz' Ausdrucksweise neben der seinigen; welche Virtuosität von Sprache, Rhythmus und Reim! Er war sich aber auch dieser Meisterschaft wohl bewußt und brannte poetische Feuerwerke ab, ehe das Weltkind zum Propheten wurde. Die erregte Phantasie des Jünglings in seinem halb fieberhaften Zustande neigte unwillkürlich zum Grausigen, Tragischen, häufte Schrecken und Verbrechen und gefiel sich im Ausmalen unerträglicher Situationen, drückendsten Schuldbewußtseins, eines Jenseits von Gut und Böse. Er kannte für seine Helden keine moralischen Gesetze, keine materiellen Schranken. Was aber schon früh auffiel, war die außerordentliche, spielerische Fertigkeit, die die schönsten Kirchen, doch ohne Gott, aufbaute. An dem Kampf von 1831 hatte er sich nur literarisch beteiligt, war dann in die Emigration gegangen und blieb nun Zeit seines Lebens außerhalb seiner Heimat, außerhalb jeder Berührung mit der Bühne, für die

er sich berufen fühlte; die dramatische Ader, die Mickiewicz fehlte, war ihm zu eigen. Er konnte den Gedanken fassen, in dramatischen Chroniken Polens neu zu schaffen, da die heimische Überlieferung zu wenig bot, ihre Lücken mit frei ausgesponnenen, die Themen der Weltliteratur in Einzelheiten nachahmenden Tragödien auszufüllen. So entstand seine „Balladyna", so benannt, weil sie an die Gestalten der Balladen erinnerte, weil die Wirklichkeit der Welt ihren Phantasiegebilden, ihren Elfen, Nymphen, Helden, Narren weichen mußte. Aber die Überfülle der Motive sowie zahlreiche Anklänge an Macbeth, Lear, Sommernachtstraum verkümmern den Genuß. Ungleich selbständiger war die in Form und Ton einer euripidischen Tragödie gehaltene „Lilla Weneda". Sie verflocht den Untergang der Weneden (der sagenhaften Vorfahren der Polen) in eine Volkstragödie, somit, den Untergang ihres Herrschertums, das vergebliche Ringen der sich selbstlos aufopfernden Königstochter, jener Lilla, die mit der feindlichen Königin um das Leben ihres Vaters kämpfte. Die Gräßlichkeiten der ausgesuchten moralischen und physischen Martern überboten noch die Häufung der Verbrechen in der „Balladyna"; Pessimismus und Skepsis rangen mit hochpoetischen Gebilden.

Der Dichter, der an dem Peinigen der Nerven, an Übertreibung von Unglück und Verbrechen, von Grausamkeit und Unmenschlichkeit die französischen Romantiker überbot, war jedoch gleichzeitig ein Meister in der Kunst zartester und subtilster Zeichnung. Sein Liebesgedicht „In der Schweiz" (er lebte in Genf) hat nicht seinesgleichen in der Weltliteratur. Es erinnerte geradezu an die Threni seines Lieblings, Kochanowski; denn es war dem Andenken einer Entrissenen gewidmet, bot aber statt Leid und Klagen eine gedrängte Erinnerung an Szenen in diesem keuschesten aller Liebesdramen, das sich auf dem imposanten Hintergrunde der Alpen mit ihrem Glühen, ihren schneeigen Firnen abspielte. Die Schweiz kennt keine schönere poetische Verklärung ihrer Natur.

Die Kunst des Dichters stellte Wunderbilder hin, traf aber auf Blinde. **Die Not der Zeit erwartete, verlangte anderes; aus ihr schöpfte er sein Drama vom „Kordian" und seine Prosaerzählung von „Anhelli", in denen er direkt mit Mickiewicz, mit dessen „Buch vom polnischen Volk" und den „Ahnen III" wetteiferte, in beiden seine** eigene Gestalt, allerdings idealisiert, nachschaffend. Physische und geistige Anlagen schlossen ihn ja von energischen Kämpfen aus; sein äußerst starker Skeptizismus lähmte von vornherein jegliches Handeln und artete zu völligem Pessimismus aus, sowie er an eine Beurteilung seines Volkes herantrat, in dessen Vergangenheit allein er Größe erkannte und für ferne Zukunft erhoffte, während die Gegenwart es zu unfruchtbarem Tun und Leiden verurteilte. Den in Litauen spielenden „Herrn Thaddäus" und seinen Kampf mit den Russen beantwortete Slowacki, indem er in seine russisch-polnischen Gegenden (Wolhynien, Podolien, Ukraine) und in die Barer Konföderation, die ja dies Land im Waffengetöse erklirren ließ, zurückgriff; so entstand sein unvollendetes, ariostisches Epos im Gegensatz zu jenem homerischen. Er wählte zu seinem Helden den Abenteurer „Beniowski", der in den Barer Kämpfen, von den Russen gefangen, über Sibirien, Kamtschatka, Amerika floh und Madagaskar den Franzosen eroberte; aber in den fünf Gesängen von 1841 kam er über die ersten Anfänge nicht hinaus. Er legte dafür sein ästhetisches, moralisches und religiöses Bekenntnis darin ab, das sich so sehr über den Durchschnitt erhob, prahlte förmlich mit seiner Kunst, die die wunderbarsten und wunderlichsten, immer poetischen, nie banalen Einfälle verzierte mit den Arabesken persönlicher Ergüsse und Auseinandersetzungen mit literarischen Gegnern, zuletzt mit Mickiewicz selbst. Sentimentalität und Ironie, Humor und Leidenschaft, Träume und Wirklichkeit wirbelten durcheinander und versetzten jeden ästhetisch empfänglichen Sinn in helles Entzücken. Es erinnerte an das Spiel des Don Juan Byrons; nur war die Satire oberflächlicher, unbedeutender, das Gefühl tiefer, inniger, die Kunst mindestens gleich groß, die Phantasie überschwenglicher, aber auch duftiger und zarter.

Wie bei Mickiewicz waren auch bei Slowacki die Tage des bisherigen Schaffens (das Ungedruckte, halb Vollendetes außerordentlich ergänzte) gezählt. Auch er geriet in den unwiderstehlichen persönlichen Bann von Towianski,*) und mochte auch der Trotzkopf rascher und entschiedener als Mickiewicz die Abhängigkeit vom „Meister" lösen, so war doch mit Dichter und Mensch eine katastrophale Veränderung eingetreten. Das Weltkind wurde zum Apostel; der Dichter der poetisch bunten Visionen wurde zum Künder eines Geistesreiches und Verherrlicher des „ewigen Revolutionärs", des Geistes, zu dem die Menschen aus der Materie, aus der sie geschaffen sind, zurückstreben, ein Ziel, das sie nach Aeonen erreichen werden. Towianski hatte eben in Mickiewicz das Gefühl, in Slowacki wieder nur die Phantasie getroffen. Alles für den Geist und durch den Geist war seine neue Losung, die er mit wunderbarer Konsequenz, mit nie versiegender Phantasie für die tote wie für die unbeseelte Natur ausführte. Er glaubte an himmlische Inspirationen, als er an die Lösung des Welträtsels ging, und in seiner „Genesis aus dem Geiste" (1845, in Prosa) hat er die wunderbarste Allegorie (er nahm sie allerdings für buchstäbliche Wahrheit), vom Erstehen und Vergehen der Schöpfungsphasen bis zum Auftreten des Menschen, gedichtet; doch war dies nur Vorspiel für die Rolle des Menschen, die in dessen völliger „Verengelung" endigen wird. Begründer und Erweiterer des Nationalstaates waren in der Vergangenheit diese Königsgeister; im 19. Jahrhundert sind es die Dichter-Schöpfer, denen Intuition und Inspiration übermenschliche Kräfte leiht.

*) einer Art Rudolf Steiner jener Zeit.

So entstanden seine „Rhapsodien" vom „König Geist", von denen er die erste in drei Gesängen (1845) druckte; die folgenden, in fortwährendem Schwanken über die Einzelheiten der Ausführung in verschiedenen Redaktion, verwahrte sein Nachlaß. Jene erste Rhapsodie handelte von dem sagenhaften Fürsten Popiel („Aschenmann", dessen Namen er wörtlich deutete, sind doch aus der Asche der Titanen die Menschen entstanden u. dgl. m.), der aus der Asche der vernichteten „Weneden" (aus jener Tragödie von der „Lilla Weneda") empfangen, aus den unsteten, am Leben hängenden, weichherzigen „Polen" den Granit des künftigen Nationalstaaten geschaffen hat, aber Granit ist im Weltfeuer entstanden, und unsagbare Marter (in Einzelheiten an Iwan den Grausamen erinnernd) mußte das Volk stählen, es von Todesfurcht befreien und zum Dienst der Idee berufen. Der Grundton des Gedichtes ist auf den großen Schauer der Nacht und das düstere Rot des Blutes abgestimmt. Die Kunst Slowackis bestand ja darin, Stimmungen, Ton und Bild gleichsam einzutauschen in die herrschende Gesamtempfindung; niemand vor oder nach ihm hat so die Einheitlichkeit zu wahren gewußt; seine koloristischen und förmlich akustischen Effekte waren das Geheimnis dieser großen Kunst. **Aber diese Kunst ist nicht für die große Menge geschaffen, für die „Groteser", sie ist Kaviar für das Volk,** verlangt ästhetische Schulung, Empfänglichkeit des genießenden Lesers; sie entrückt ihn der Alltäglichkeit und kann daher gegen die einfache, unmittelbare Herzenswirkung von Mickiewicz und dessen gegen jene Pracht des Ausdruckes förmlich hausbackene Kunst aufkommen. Nur den Ästheten fesselt Slowacki, daher die Gleichgültigkeit, mit der das ästhetisch ungeschulte Publikum der dreißiger und vierziger Jahre seine Kunst hinnahm, die es weder verstand noch würdigte. Slowacki wußte, daß ihm die Zukunft gehöre, und er hat auch, hauptsächlich im jungen Polen, die gläubige, verehrende Gemeinde gefunden, die er Zeit seines Lebens schmerzlich vermißte. Wie das Chopins, so entsprang auch sein Werk tiefstem nationalen Empfinden, und niemand hat so wie er die Beweglichkeit und Phantasie des Polen, seine „schwalbenhafte Unruhe" im Erstreben des Höchsten verkörpert. Seine unübertroffene Sprachkunst (die Sprache war seine ergebenste Sklavin), sein melodiöser Vers, der sich keiner Musik unterwarf, sondern sich neben ihr siegreich behauptete, die Pracht, Fülle und Frische seiner Bilder, seine oft bizarren und grotesken, nie gewöhnlichen Einfälle in bewegtesten Szenen, gewagtesten Situationen, unheimlichsten Visionen, stellen ihn in direkten Gegensatz zu Mickiewicz, dessen Traumbilder fest umrissen bleiben, während die realen Wesen Slowackis verschwimmen und die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Illusion sich stets verwischen.

Die Unglücksschuhe des Abulkaßim.

Nach dem Arabischen erzählt von Josef Weiß-Bonn.

In der großen und reichen Stadt Bagdad am Tigris wohnte vor vielen Jahren Abulkaßim, genannt „der Zitherspieler". Er besaß ein Paar Schuhe, von dem er sich nicht trennen konnte. Sieben Jahre trug er sie, und so oft eine Stelle schadhaft wurde, setzte er einen Flicken darauf, so daß sie schließlich alle Form verloren und in der ganzen Stadt sprichwörtliche Berühmtheit erlangten.

Eines Tages kam Abulkaßim von ungefähr auf den Glasmarkt. Ein Agent, der ihn bemerkte, sprach ihn an: „Höre, Abulkaßim! Heute ist ein Kaufmann aus Aleppo mit einer Kamellast von vergoldeten Glasgefäßen hier eingetroffen, konnte sie aber nicht loswerden. Ich rate dir dringend, sie zu kaufen. Denn ich bin in der Lage, sie schon recht bald vorteilhaft für dich zu verkaufen, und du wirst dann das Doppelte des Einkaufspreises erzielen." Der Rat gefiel Abulkaßim; er erstand die Gläser um 60 Goldstücke. Sein Weg führte ihn über den Markt der Parfümeriehändler, wo ihm ein anderer Agent entgegentrat. „Höre, Abulkaßim!", hub dieser an, „heute ist hier ein Kaufmann aus Nisibis mit herrlich duftendem Rosenwasser angelangt. Du kannst es äußerst billig kaufen, weil der Mann Eile

hat, wieder abzureisen. Ich werde es in Kürze für dich wieder verkaufen, und du wirst dabei das Doppelte verdienen." Auch dieser Handel dünkte Abulkaßim nicht schlecht. Er kaufte also das Rosenwasser gleichfalls für 60 Goldstücke, füllte es in die vergoldeten Glasgefäße und ließ den kostbaren Einkauf in sein Haus bringen, wo er ihn in einem straßenwärts gelegenen Gemach auf einem Gestell sorgfältig unterbrachte.

Froh des guten Geschäfts, das er gemacht, suchte Abulkaßim nunmehr ein öffentliches Warmbad auf. Während des Badens bemerkte einer seiner Bekannten: „Freund Abulkaßim! Ich dächte, du dürftest dir endlich einmal ein Paar anständige Schuhe zulegen. Du bist durch Allahs Gnade ein vermögender Mann, und da kannst du doch unmöglich mit solch scheußlichen Ungetümen an den Füßen herumlaufen." „Eigentlich hast du ganz recht", erwiderte Abulkaßim gutgelaunt, „ich werde deinen Rat befolgen." Als er nachher aus dem Wasser stieg, sah er neben seinem Schuhwerk ein Paar funkelnagelneue Schuhe stehen. In dem Glauben, sein Freund habe ihm damit eine Überraschung bereiten wollen, zog er sie an und ging vergnügt nach Hause. Nun gehörten aber diese Schuhe dem Kadi, der ebenfalls an diesem Tage das Warmbad aufgesucht hatte. Als er sich nach dem Bade ankleiden wollte, vermißte er seine Schuhe. Alles Suchen war vergeblich. Da sagte der Kadi zu seinen Freunden: „Der Mann, der meine Schuhe genommen hat, wird die seinigen dafür zurückgelassen haben. Sehen wir einmal zu!" Gesagt, getan. Ein herrenloses Paar unglaublich zerrissener und geflickter Schuhe zog bald aller Aufmerksamkeit auf sich. „Steh da!", erscholl es im Chor, „dies sind ja die Schuhe Abulkaßims, des Zitherspielers! Es ist kein Zweifel möglich. Nun kennen wir den Dieb." Unverzüglich ließ der Kadi das Haus des ahnungslosen Abulkaßim durch seine Diener durchsuchen. Sie fanden die Schuhe ihres Herrn und schleppten den zu Tode erschreckten Zitherspieler zum Kadi. Angesichts dieses Tatbestandes erklärte ihn der Richter für schuldig des Diebstahls und ließ ihn nicht nur durchprügeln und einsperren, sondern belegte ihn obendrein noch mit einer schweren Geldstrafe.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis trug Abulkaßim zornentbrannt die unglückseligen Schuhe zum Tigris und schleuderte sie mit einem Fluche in den Strom. Kurz darauf warf zufällig ein Fischer an derselben Stelle sein Netz aus. Als er es wieder in die Höhe zog, fand er zu seinem Erstaunen ein Paar Schuhe darin. Er erkannte sie auf den ersten Blick als die berühmten Schuhe Abulkaßims. In der Überzeugung, daß Abulkaßim sich über den Fund freuen würde, brachte er sie eilends zum Hause des Zitherspielers, fand dieses jedoch verschlossen und den Hausherrn anscheinend abwesend. Da ihm die alten Fetzen einen zweiten Gang nicht wert schienen, warf er sie kurz entschlossen durch eine Fensterluke ins Haus. Unglücklicherweise führte die Luke in das Gemach, worin Abulkaßim die Glasgefäße mit dem Rosenwasser aufgestellt hatte. Die Schuhe flogen mitten in die zerbrechlichen Schätze hinein; das Gestell fiel um, klirrend zersprangen die Gläser, und das kostbare Parfüm ergoß sich auf den Boden.

Als Abulkaßim zurückkehrte und vor dem duftenden Scherbenhaufen stand, raufte er sich die Haare, zerschlug sich das Antlitz und rief weinend: „O, wie arm haben mich diese verfluchten Schuhe gemacht!" Sie auf der Stelle unschädlich zu machen, war sein ganzes Sinnen und Trachten. Mittlerweile brach die Nacht herein; da schien es ihm das einfachste, im Hof ein Loch zu schaufeln und darin die Schuhe zu vergraben. Gleich ging er an die Arbeit. Die Nachbarn, die das geheimnisvolle Geräusch hörten, vermochten es nicht anders zu deuten, als daß Diebe einen Einbruch versuchten. Sogleich benachrichtigten sie den Richter, der eine Wache an Ort und Stelle sandte. Die Wächter fanden Abulkaßim beim Graben, nahmen ihn fest und führten ihn vor den Richter. „Wie kannst du dich unterstehen", fuhr der Richter den armen Teufel an, „bei deinen Nachbarn nächtlicher Weile die Mauer zu durchbrechen?" Er ließ ihn ins Gefängnis werfen und verurteilte ihn zu einer empfindlichen Geldbuße.

Bei seiner Rückkehr aus dem Gefängnis war Abulkaßims erste Sorge, sich der unheilvollen Schuhe zu entledigen. Er trug sie heimlich in die öffentliche Herberge, wo die fremden Karawanen abstiegen, und warf sie dort in die Kloake. Aber auch hier sollte die Laufbahn der Unglücksschuhe noch nicht enden. Bald war das Abflußrohr verstopft, die Kloake lief über und verbreitete einen höllischen Geruch, der den Aufenthalt in der Herberge unerträglich gestaltete. Bei der Untersuchung fand man die Schuhe als die Ursache der Verstopfung und erkannte in ihnen natürlich sofort das Eigentum Abulkaßims. Diesmal mußte er vor dem Statthalter erscheinen, der ihn zunächst fürchterlich ausschalt und ihn schließlich zu einer Geldbuße und zur Reinigung der Kloake verurteilte.

Mit den Schuhen in der Hand kam Abulkaßim heim. Unter trüben Betrachtungen über ihre unheilvolle Anhänglichkeit wusch er sie und stellte sie auf das flache Dach seines Hauses. Ein Hund, der sie dort liegen sah, hielt sie für einen alten Knochen und schnappte sie sich. Beim Sprung von einem Dach zum andern aber entglitt ihm die Beute und traf im Fallen einen zufällig unten stehenden Mann, der eine schmerzhafte Kopfwunde davontrug. Als man das „Corpus delicti" näher betrachtete, entpuppte es sich als die berühmten Schuhe des Zitherspielers Abulkaßim. Der Verletzte verklagte den Pechvogel, und der Kadi verurteilte ihn, den Schaden zu ersetzen und für alle Bedürfnisse des Verwundeten während seiner Krankheit aufzukommen. Das verschlang den Rest des Vermögens, der dem Besitzer der Unglücksschuhe noch verblieben war.

Ganz verzweifelt ging Abulkaßim zum Richter, stellte die Schuhe vor ihn hin und sprach: „Ich bitte Eure Exzellenz, eine allen gesetzlichen Anforderungen entsprechende Urkunde auszustellen, und zwar des Inhalts, daß ich nichts mit diesen Schuhen zu tun habe und daß ich für nichts mehr haftbar gemacht werden kann, was immer diese Schuhe noch anrichten werden." Dann erzählte er dem erstaunten Richter haarklein alles Unheil, das die Schuhe über ihn gebracht hatten, und schilderte ihm mit bewegten Worten seine vergeblichen Versuche, sich ihrer zu entledigen. Da konnte sich selbst der gestrenge Herr eines Lächelns nicht erwehren; gnädig überreichte er dem braven Zitherspieler, dem seine Schuhe so übel mitgespielt hatten, zum Trost ein Geldgeschenk. Glücklich, dem Bann der Schuhe endlich entronnen zu sein, trollte sich Abulkaßim von dannen.

Lustige Rundschau

* **„Leider nein . . ."** Mitten im Hochgebirge an einsamer Stelle treffen zwei aufeinander, ein Städter und ein Eingeborener. Der fragt den Städter: „Hoabn's koan Schandarm g'sehn?" — „Leider nein," sagt der. — „Hoabn's auch koan Torist'n g'sehn?" — „Leider nein," sagt der. — „Dann bit i hal um Ihra Brieftasch'n."

*

* **Wer ist ein Optimist?** (Um die Sache klarzustellen, damit diese Frage endlich einmal aus den Witzblättern verschwindet.) Ein Optimist ist ein Mann, der beide Beine und beide Arme bricht und dazu bemerkt: „Gott sei Dank! Wie mancher Tote wäre froh, wenn ihm das noch passieren könnte."

Rätsel-Ecke

Unterstell-Rätsel.

Eibe, Reis, Urne, Halm, Elle, Erna, Talg, Neid.

Obige Wörter sind so untereinander zu stellen, daß die vorderste senkrechte Linie ein neues mit „H" beginnendes Wort nennt. Blank.

*

Scherz-Rätsel.

O Ts MN

*

Silben-Rätsel.

Die erste braucht man in der Zeit,
Doch niemals in der Ewigkeit;
Sein zweites tue jedermann,
Dann kommt im Leben er voran;
Wenn's Ganze in der ersten steckt,
Ist erst erreicht, was sie bezweckt.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 123.

Besuchskarten-Rätsel:

acht =
Rose, Berta, Fritz, Ferdinand, Karl, Kurt, Paul, Ernst.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.